

Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelheimer- und
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz ❖ Anzeiger für Ehlhalten,
Eppenhain, Glashütten, Ruppertshain, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger
Fischbacher Anzeiger ❖

2. Jahrgang

Geschäftsstelle:
Hauptstraße 41

Dienstag, den 28. November 1916

Fernsprecher:
Königsstein 44

Nummer 48

Die den Weg bereiten.*)

Ein Zeitroman von Anny Wothe.

— Nachdruck verboten. —

15

Auf dem Jordsandhose ging alles wieder seinen alten Gang, und doch war es anders geworden. Ganz unmerklich war von Tag zu Tag Ubbes Kraft gewachsen, und ganz unmerklich hatte er Lordes das Regiment wieder aus den Händen gewunden. Nicht, daß es äußerlich fühlbar wurde, denn Lordes schaltete nach wie vor gewissenhaft in Haus und Hof, und Ubbe war viel in der Stadt, um sich dort zu betätigen, aber Lordes fühlte es tief im Herzen, mit seiner Herrengeste zwang er alles in die Arie.

Es verbitterte sie und doch tat es ihr wohl. Nicht genug, daß Ubbe nach wie vor in der Kommandantur tätig war, er stand auch in seiner freien Zeit einem sogenannten Krüppelheim vor — gräßlich fand Lordes die Benennung —, das man in der Stadt gegründet hatte. Lordes wußte von anderen — auch von dem Stabsarzt —, daß Ubbes Leistungen dort geradezu beispiellos waren.

Um jeden mühte er sich, der dort verzweifelt Einkerker hielt, der mutlos verzagen wollte, weil Arm oder Beine dahin waren, oder sonstige Schäden ihn unfähig machten, für das Vaterland zu kämpfen, untauglich für Beruf und Leben.

Mit unermüdlicher Geduld führte Ubbe die oft ganz Gebrochenen wieder zum Licht. Er zeigte ihnen, wie man seine Kräfte stählen müsse, um anderen noch zu nützen, sich selber noch helfen zu können. Mit hinreißender Begeisterung zwang er die Kleinmütigen in den Herrendienst seiner eigenen starken Ueberzeugung. Mut und Vertrauen wußte er zu beleben. Ein Vorbild war er ihnen in allen körperlichen Übungen, und wer ihn jetzt sah, wie aufrecht er ging und wie er zuweilen sogar schon kleine Strecken durch das Zimmer ohne Stoch wagte, der empfand mit zwingender Gewalt, daß bei Ubbe der „Wille zum Leben“ täglich Wunder wirkte. Die langen Wintermonate, in denen die Landwirtschaft ruhte, ließen genügend Zeit und Bewegungsfreiheit, seinen Schülern immer von neuem zu zeigen, welche Macht der Wille war und daß niemand von ihnen nötig hatte, zu verzweifeln.

Er war wieder froh und heiter geworden. Oft klang sein Lachen hell durchs Haus, wenn er mit dem kleinen Lüder scherzte und im Frühling, so hatte er gesagt, hoffe er, schon wieder ein Pferd besteigen zu können.

Wenn's drauf ankäme, meinte er, würde er sogar noch einmal tanzen lernen mit seinem künstlichen Bein, aber über die Jahre wäre er hinaus, und der Krieg verbot es ja von selbst. Aber dennoch führte er seinen „Heimbrüdern“ — wie er die Kameraden nannte — eines Tages einen Mann

vor, der mit seinem künstlichen Bein nicht nur tadellos reiten und turnen, sondern auch wirklich tanzen konnte.

Da stahl sich über manches verhärtete Antlitz ein Lächeln, und manche begannen wieder zu hoffen und mit erneutem Interesse, mit neuem Mut, sich den ihnen bietenden Daseins- und Erwerbsmöglichkeiten zuzuwenden.

Im Befehl des Jordsandhofes fanden oft Versammlungen der führenden Kreise aus der Heimatprovinz statt, die es sich angelegen sein ließen, die soziale Fürsorge nach Möglichkeit zu fördern und dort Verbesserungen zu erwirken.

Auch Hinrich Dahlgren und Kapitän Lorenzen nahmen an diesen Sitzungen teil, und immer standen die drei Männer treu wie wetterfestes Eisen zusammen, wenn es galt, die allzu Bedächtigen und Schwerfälligen zu raschem Handeln und Helfen anzufeuern. Und es kam bald so weit, daß man im ganzen Friesenland den Namen Ubbes mit Ehrfurcht, Dank und Begeisterung nannte.

Und Lordes dachte:

„Er ist wie der Vater. Alles nimmt er an sein großes, reiches Herz, immer will er anderen den Weg bereiten, aber er selbst geht dabei leer aus.“ —

Und sie grollte Ubbe und ein wenig auch ihrem Vater, der auch nicht an sich dachte. —

Wie endlos doch der Winter war!

Schwer lastete der Schnee, wie weißer Samt, auf dem Giebel des Jordsandhofes. Die Mägde saßen am Abend beisammen, strickten Soldatenstrümpfe und sangen dabei mit hellen Stimmen und unentwegter Begeisterung schwermütige Soldatenlieder.

Lordes war viel in der Stadt, um sich dort nach Kräften nützlich zu machen. Sie offenbarte dabei ein ganz tüchtiges Organisationstalent, alles, was sie angriff, gelang. So nahm sie sehr bald bei allen Wohltätigkeitsveranstaltungen eine führende Stelle ein. Nur in die Lazarette ging sie nicht. Auch dann nicht, als Hennede Fröding, dessen Freimütigkeit ihr oft unbequem wurde, längst wieder im Felddienst war.

Sie lächelte bitter, daß sie geglaubt, der Stabsarzt hätte sie einst geliebt. Sie gestand sich ein, daß es ihr immer ein Trost gewesen, zu wissen, daß ein Mann wie Hennede litt, weil sie ihm verloren war. Das schaffte ihr ein köstlich prickelndes Gefühl der Genugtuung. Das war nun auch dahin, seitdem ihr Hennede eines Tages rund heraus erklärte: Er schätze nur die Frauen mit heiligem Herzen.

Und als sie ihn gefragt, was er damit eigentlich meine, hatte er nicht gezögert, zu bekennen:

„Die alles begreifen und verstehen, die sich nicht stolz in ihren Lugendmantel hüllen, sondern die milde verzeihend sich selbst des ärgsten Sünders annehmen, wenn er bereut.“

Lordes hatte dazu spöttisch gelacht.

„Schade, daß Sie nicht Zuchthausdirektor geworden sind,

*) Amerikan. Copyright 1916, by Anny Wothe-Mahn, Leipzig.

da hätten Sie ja vortrefflich allerhand Liebestätigkeit und Barmherzigkeit ausüben können."

Hennede Gröbding aber hatte ihr einfach den Rücken gekehrt und war gegangen. Lordes sah ihn auch nicht wieder. Er hatte ihren Mann gebeten, den er im Lazarett traf, ihn zu entschuldigen, sofern er nicht mehr persönlich auf dem Jordsandhose Abschied nehmen könnte.

Lordes hatte an diesem Abend bitter geweint. Sie wußte selbst nicht, ob über Abbe oder Hennede.

Mit erschreckender Gewalt war ihr nun klar geworden, daß alles, was sie tat, wertlos wurde, weil keine Liebe dabei war. Wede und grau schlichen ihr die Wintertage trotz vielfacher Betätigung dahin. Nur die Nachrichten vom Kriegsschauplatz verfolgte sie mit fieberhaftem Interesse, und wenn sie in Freundes- und Bekanntenkreise hörte, daß wieder einer gefallen, daß in Stadt und Dorf in jeder Familie blutige Opfer gefordert wurden, dann zitterte ihr Herz in heißer Qual.

Nicht nur um den jungen Bruder, den letzten ihres Namens, der ferne Meere durchkreuzte und von dem spärliche Nachrichten in langen Pausen einliefen, sondern auch um Oland. Immer sah sie ihn tot, mit der blutigen deutschen Fahne auf dem jungen Gesicht, und sie mußte sich oft des Nachts in ihrem Bett aufrichten, um nicht zu ersticken vor Jammer und Angst.

Sie wußte eigentlich nicht, ob sie um Oland allein so bangte oder auch um Abbe. Wie würde er es tragen, wenn er den geliebten Bruder hergeben mußte in dem wüsten Bölkerringen, wie es grausamer noch keine Welt gesehen?

"Er muß ja zurückkommen, unser Held," sagte Abbe oft mit einem so seltsamen Blick auf Lordes, daß ihr das Blut in den Adern stockte.

Konnte Abbe sie jemals geliebt haben, wenn ihm jetzt als höchstes Lebensziel galt, sie dem jungen Bruder, den er so abgöttisch liebte, zu überlassen?

Und sie grübelte nach, wie sich Abbe das wohl dachte. Und eines Tages, als er wieder von Oland sprach, da wußte sie es. Wie ein schwerer Schlag hatte diese Gewißheit ihren ganzen Körper erschüttert: Abbe wollte still aus dem Leben gehen, um ihr und Oland den Weg frei zu machen. Er hatte es natürlich nicht ausgesprochen, aber sie hatte es gefühlt. Raum vermochte Lordes an sich zu halten, um ihr Entsetzen nicht laut werden zu lassen. Ihr Mann, ihres Kindes Vater, wollte sterben, damit sie leben konnte mit einem anderen?

"Nein, nein!" schrie ihre Seele. "Nie, nie möchte ich um diesen Preis ein Glück erkaufen, das doch nur ein Scheinglück wäre."

Und sie begann, mit sich zu Räte zu gehen und ihre Gefühle für Oland ernstlich zu prüfen. Dabei gelangte sie zu der Erkenntnis, daß keine Sehnsucht nach ihm sie quälte, nur die zitternde Angst, ob er auch wiederkehren würde — nicht zu ihr — jetzt fühlte sie es deutlich —, nur zu Abbe. Oland war ein Held. Das erfüllte ihre Seele mit Stolz. Erst kürzlich hatte er wieder bei einer seiner Erkundungsfahrten zwei feindliche Flugzeuge abgeschossen, und neben dem Kreuz erster Klasse, schmückten schon die verschiedensten Auszeichnungen seine Brust. Er schrieb begeistert an Abbe von den geglückten kühnen Unternehmungen. An sie schrieb er nie. Er sandte für sie und das Kind oft Grüße und den Ueberfluß seiner Löhnung, wie er sagte — er war jetzt Oberleutnant geworden — für Lüders Sparbüchse.

In Lordes wuchs immer überzeugender die Empfindung, als sei sie eigentlich völlig überflüssig auf dem Jordsandhose. Sie hatte sich auf ihre Tüchtigkeit, mit der sie dem Gute in Abbes Abwesenheit vorstand, eigentlich etwas eingebildet. Jetzt sah sie, wie oft ein Blick, ein Wort Abbes genügte, das zu schaffen, um was sie sich, als Abbe im Feld war, "kraftvoll bemüht". Immer mutloser wurde Lordes Seele. Im Hause wirkte Anken Peters nach wie vor und treu wie

Gold, und der kleine Lüder war bei ihr auch am besten aufgehoben. Anken hütete den Jungen wie ihren Augapfel. Anken Peters und seinem Vater jauchzte der Junge zu — seine Mutter sah er nur immer nachdenklich mit großen Augen an — Augen, vor denen Lordes erschraf. Immer hatte sie geglaubt, der Junge hätte Abbes Augen, blau wie das Meer, wenn leichte grüne Lichter darin leuchteten, und nun waren die Augen des kleinen Lüders hellgrau mit großer, dunkler Pupille, daß sie zuweilen ganz schwarz erschienen.

Nur einmal hatte Lordes solche Augen gesehen. Das war an Peters Begräbnistage, als Abbe sie gegen ihren Willen zwang, Schwester Heilwig gegenüberzutreten.

Mit den Augen ihres Kindes hatte diese Frau, von der sie sich kalt abgewandt, sie angesehen, und konnte nun nicht mehr ihrem Kinde in die Augen blicken — weil — sie sich schämte. —

Gleich am anderen Tage nach Peters Begräbnis hatte Lordes ihren Vater gebeten:

"Sorge dafür, daß Schwester Heilwig die Stadt verläßt, ich ertrage es nicht, sie hier zu wissen."

Da hatte der Vater ernst zu ihr gesagt:

"So habe auch ich gedacht. Ich wollte gerade mit dem Stabsarzt mich darüber ins Einvernehmen setzen, da teilte er mir mit, daß Schwester Heilwig gleich nach Peters Begräbnis sich nach dem westlichen Kriegsschauplatz begeben habe. Es ist mir sehr peinlich," hatte der Vater hinzugefügt, "daß der Stabsarzt sich weigerte, mir die Adresse der Frau auszuhändigen, damit ich ihr durch meinen Anwalt die Kosten, die sie durch die Ueberführung Peters gehabt, hätte zustellen können. Sie hätte es ja gewiß abgelehnt, denn sie hat nie einen Pfennig von dem genommen, was ihr mein Rechtsvertreter damals bot, als wir uns trennten, aber es wäre doch unsere Pflicht, ihr die entstandenen Auslagen zu ersetzen."

Lordes hätte gern noch eingehender mit dem Vater gesprochen, aber er hatte jedes weitere Wort kurz abgeknippt, und sie mußte immer und immer, den ganzen Winter hindurch an Schwester Heilwig denken. Beinahe hatte sie es begreiflich gefunden, daß Oda weinte, als sie vernahm, Schwester Heilwig sei so schnell und ganz ohne Abschied gegangen.

Ins Dunkel war sie zurückgetaucht, die Frau, von der Lordes und vielleicht auch ihr Vater gedacht, daß sie gekommen, um Ansprüche zu stellen, ohne ihnen Unbequemlichkeiten zu bereiten.

Und etwas wie Sehnsucht nach den tiefgründigen Augen der stillen Frau wuchs in Lordes empor. Wenn dann ihr Kind seinen unschuldvollen Blick zu ihr aufschlug, dann floh sie vor diesen Augen, die sie verfolgten, als hätte sie eine Todsünde begangen.

Niemals mehr wurde in ihrem Hause oder in dem ihres Vaters Schwester Heilwigs Erwähnung getan, nur einmal hörte sie, wie Abbe und Oda von ihr sprachen und Oda inbrünstig zu Abbe sagte:

"Ich liebe Schwester Heilwig, sie ist für mich der Inbegriff alles Guten und Hohen."

Lordes hatte ein heftiges Wort dazu sagen wollen, aber Abbes warnender Blick schüchterte sie ein. So schwieg sie.

Aber oft, in schlummerlosen Nächten, dachte Lordes: Ich wollte, ich könnte sie auch lieben, diese Schwester Heilwig, und sie mich. Vielleicht würde sie mir dann helfen, groß und gut zu werden.

Und Lordes war vor sich selber erschrocken, vor dem Eingeständnis, die Frau, die sie verachten mußte, weil sie dem geliebten Vater so weh getan, für groß und gut zu halten. Ganz heimlich hoffte sie beinahe, Abbe würde sich gelegentlich nochmals über Schwester Heilwig äußern, aber er dachte wohl gar nicht mehr daran, mit ihr von ihrer Mutter zu

reden. Er hatte es natürlich längst aufgegeben, sie zu überzeugen, wie er sie ja überhaupt aufgegeben hatte. —

Und was zuerst Lorges brennender Wunsch gewesen, daß Abbe sich ihr möglichst fern halten möchte, das schmerzte sie jetzt, wenn sie auch das Weh, das in ihrer Seele bohrte, nicht recht verstand.

Sie ging jetzt Abbe nicht mehr aus dem Wege — sie suchte ihn zwar nicht — aber es kam doch vor, wenn er aus der Stadt heimkehrte, daß sie ihn im Pöfel erwartete und ihn nach seinem Tagewerk fragte, oder daß sie berichtete, was sich auf dem Jordsandhose zugetragen. Er gab dann freundlich und ruhig die gewünschte Auskunft, ehe er in seine Norderstube ging, aber er stützte sich nicht mehr wie früher auf ihren Arm und strich auch nicht mehr, mild wie ein Bruder, über ihr Haar, wenn er ihr den Morgengruß bot.

Nein, — Lorges fühlte immer mehr —, ihr Mann schloß sich ganz von ihr ab. Und doch gab er äußerlich nicht den geringsten Grund, daß sie sich hätte verletzt fühlen können. — Er war eben ein ganz Eigener, und wie ein Schlag durchzuckte sie die Gewißheit, daß er ein Gewaltiger war. Das schmerzte sie, obwohl es sie stolz machte.

Oda sah sie selten.

Die junge Schwester war so anders geworden, seit Lorges und Peters Tode und dem Verschwinden Schwester Heilwigs, so daß Lorges oft nicht den richtigen Ton zu der Schwester fand. Oda's Kraft und Zeit war zudem vielfach in Anspruch genommen. Nicht nur stand sie unermüdlich im nationalen Frauendienst, sondern betätigte sich auch mit der Pflege und Unterhaltung der Verwundeten.

Zu Weihnachten hatte sie die große Halle im Dahlgrensch'schen Hause in ein großes Warenmagazin verwandelt. Und Tante Tina und Oda wetteiferten in Paketen für die Feldgrauen und für die lieben blauen Jungen, die draußen auf dem weiten Meer Weihnachten feiern mußten.

Zu Hunderten verließen die Postsendungen das Dahlgrensch'sche Haus. Viele gingen an solche, die niemand hatten, der ihnen zum heiligen Christ beschenken konnte, die ganz einsam waren, hauptsächlich denen. Oda kannte sie gar nicht persönlich, schickte aber besonders sinnige Gaben mit Weihnachtszweigen und kräftigen und guten Trostprüchen, und Lorges wußte aus den eingetroffenen Dankbriefen, wie Oda durch ihre Spenden in manches einsame Herz helle Christfreude gezaubert hatte.

Lorges wußte wohl, daß unter den vielen Feldpostpaketen, die Oda hinaus sandte, allerlei Päckchen für den Stabsarzt und Oland waren. Sie wußte auch von dem regen Briefwechsel zwischen Oda und Oland, zwischen ihr und Hennecke Fröding, aber den Inhalt ihrer Zeilen kannte sie nicht.

Lorges schrieb nie ein Wort an beide. Nicht mal zu Weihnachten oder Neujahr. Auf Abbe's Wunsch hatte sie zwar gewissenhaft die Geschenke besorgt, die Abbe dem Bruder und auch Hennecke Fröding schicken wollte, auch hatte sie geholfen, die Päckchen in buntes Seidenpapier zu hüllen und mit farbigen Bändern Tannenzweige aufzubinden, aber ein schriftliches Gedenten hatte sie nicht zugefügt, und als Abbe sie fragte, ob sie Oland nicht einen Gruß senden wollte, hatte sie ablehnend das Haupt geschüttelt.

„Du du es für mich,“ bat sie ihn. Aber es hatte ihr und ihm weh getan.

Zuweilen dachte sie, wenn Oda erzählte, daß Oland geschrieben: Vielleicht werden die beiden doch noch ein Paar.

Früher hatte diese Möglichkeit sie mit wildem Weh erfüllt, heute fastete sie betend die Hände, daß Gott die beiden Herzen doch noch zueinander führen möchte.

Oft auch drängte sich Lorges der Gedanke auf, daß sie einmal noch an Oland schreiben müsse. Wie ein ewiger Abschied würde es dann sein — aber sie unterließ es.

(Fortsetzung folgt.)

Das Vogesendorf im Kriegsherbste.

Wie eine Welt für sich; — rings um uns wogende, reisende Felder, schwerbeladene, fruchtbringende Bäume und über uns die freundlich lächelnde Sonne. So leben wir dahin. — Schon Monate, — schon Jahre unter dem ewig-anhaltenden Donner der Geschütze. Höchst seltsam, wie abgeschnitten von der ganzen Welt, erscheint unser Leben, — und wir selbst sind seltsame Menschen geworden in diesen zwei Kriegsjahren. Ein ewiges Gestern voll wechselnder Schrecken und banger Erwartungen mit streuenden Lichtpunkten froher Stunden erscheint uns die Vergangenheit der vielen Kriegstage. Heute sind es wiederum die Tage, wo uns die Reben mit froher Fruchtbarkeit als eine ferne Zuversicht entgegenlachen und immer noch das ewige Murren der schweren Geschütze von den nahen, einst grün bewaldeten Höhen der Vogesen.

Es ist eine merkwürdige Stimmung, — halb Krieg — halb Frieden und ein immerwährendes banges, jehnendes Warten.

Inmitten all' des Grünens, der schattigen Bäume und Sträucher stehen uns're Häuschen noch wie vordem, alles um uns im Dörfchen noch wie sonst, nur stiller und einsamer ist es geworden und unweit künden uns die Trümmer einiger Gehöfte von nahem Krieg. — Tiefer Friede inmitten allen Krieges. — Die schlimmsten Tage scheinen vorüber zu sein.

Es war August 1914, als wir die ersten französischen Patrouillen, Küraffiere, sahen, die nachts oft bis in das Dorf heran kamen und unsere Herzen schlugen schneller in diesen Tagen. Jeden Tag machten wir uns gefaßt auf die fürchterlichen Grüße der schweren Geschütze, die unser Heim zu zerstören drohten. Oft sahen wir mit verweinten Augen die Granaten einschlagen in unsere Felder, in die Nachbardörfer, gar mancher Feuerschein loderte aus den benachbarten Gehöften in die stille Nacht empor. Und dennoch blieben wir fest auf uns'rer Scholle sitzen, komisch, kaum faßbar, dennoch wollten wir nicht unser Hab und Gut verlassen. Langsam — wie ein schleichender Lindwurm, trotz der furchtbaren Krieg zurück wieder in die Berge, um noch wütender zu schnaufen und sicheren Schrecken zu bringen. Nun sind schon 2 Jahre vorüber, wo er oben in zerplitterten Wäldern und den ausgewählten Klüften haust. — Schrecklich und wuschäumend; — verheerend und unnachdsichtlich. —

In heißer Mittagssonne liegt das Dörfchen mit seinen Giebelhäuschen am Fuße des Berges, auf dessen Höhen der wilde Krieg tobt. Lautlos, mit verhaltenem Atem hören wir stets auf die Kämpfe, — wechselnd hören wir das schwere Ringen, bald näher, dann wieder ferner, als wollte der Krieg, das schreckliche Untier, aus den tiefen Schluchten zurückweichen.

Wo sind die Kämpfe! — Die wir in der Nacht hörten! — Die am Morgen noch sehr heftig tobten, wo erstarben die Schmerzensschreie der vielen Kämpfer? Man weiß es nicht. Ist es am Hartmannsweilerkopf, ist es weiter oben oder unten, ist es drüben in den anstoßenden Tälern; — man weiß es nicht. Ununterbrochen wogt der Kampf täglich hin und her. Ist es hier stiller geworden, so tobt es an anderer Stelle um so heftiger. Und wann mag dies alles enden. — Die einzige Freude, die uns Armen hier der Tag bringt, ist die späte Abendstunde, wo wir bei sinkender Abendsonne am alten Rathaus die Kriegsnachrichten lesen. Gar manchmal trüben sich da unsere Augen und das innige Läuten der Abendglocke führt uns in die kleine Dorfkirche, an dessen lahlen Wänden, die uns doch so traulich und lieb empfingen in aller Bedrängnis, immergrüne schwarzumflorte Kränze hängen mit den Namen unserer gefallenen Söhne vom Dorfe. Kleine Kirche; — zum wievielten Male magst du die Schrecken der Kriege schon mitgemacht haben und an der

steinernen Tafel, neben der eisenbeschlagenen schweren eichenen Tür stehen alle die Namen derer verewigt, der in den Kämpfen der früheren Kriege schon gefallenen Helden. Du alte, traute, kleine Kirche, du bist wieder uns're Mutter in diesen schweren Tagen geworden und in stillem Gebet holen wir uns so manchem sel'gen Trost bei dir.

So manchmal kommt große Angst über uns und trübe Ahnungen schleichen in unsere Herzen, gar schreckhafte Gedanken steigen auf und flüsternd von Munde zu Munde sammeln wir die Frage: „Wie wird das schreckliche Ringen ausgehen für uns?“ — Und beim Rollen der schweren Geschütze sagen wir uns: „Werden nicht eines Tages — wohl gar in einer Stunde schon des Krieges Schrecken wieder herbeieilen in unsere friedlichen Gassen!“ — Und wenn dann die Kraftwagen durch das Ort fahren mit den Schwerverwundeten und die schweren Lastwagen polternd durcheilen mit Munition und Nahrungsmitteln, wiederum neue Truppen mit gleichmäßig dröhnendem Schritt durchmarschieren nach der Front, so zuckt es uns tief durch die Seele und bangend blicken wir nach den Höhen, wo die schweren Kämpfe toben. Wir sehen die französischen Granaten über den vorderen Bergrücken plagen, wir sehen die Erde aufspritzen, und in der Einbildung meinen wir den schrecklichen Grabenkämpfen folgen zu können. So senkt sich Tag für Tag der Abend über uns're Häuschen nieder und wenn wir müde vom Feld heimkehren und aus den Nebenhängen uns're Ernte bringen, blicken stets ängstlich uns're Augen hinauf auf die Berge und gespenstig sehen wir das Aufblitzen der Geschütze hinter den Schattenriffen der langen Gebirgskette, das Aufblitzen der minutenlang leuchtenden Leuchtflugeln, die uns die zerrissenen Berge in ihrer gespenstigen Kahlheit zeigen, oft flammt es über dem ganzen Gebirge wie ein heran nahendes Gewitter, wie fernes Wetterleuchten.

Schauerlich und dumpf schallen die Donner der Geschütze herab von den Bergen in das weite dunkle Tal.

So sitzt man inmitten des Reichtums der herbstlichen Früchte umgeben von Not und Tod. — Man horcht, — man wartet; — dann wieder verstreichen Tage und Wochen, wo scheinbar der tiefste Frieden in den Bergen herrscht, und freier atmet die geängstigte Seele wieder auf.

Doch nicht ganz ruhig sind auch diese Tage und oft oben über den Bergen, in dem schönen Blau des Himmels, sehen wir erst vereinzelt, alsdann zahlreicher kleine, weißgraue Wölkchen aufsteigen; — Schon furt, gar oft mitten in sternenheller Nacht, in schauerlichen Tönen die Sirene vom Kirchturm und schon durchkreuzen die „eisernen Vögel des Krieges,“ die Bläue des Himmels und stundenlang sitzen wir dicht gedrängt in dem Gewölbe des Rathauskellers. — Bange Fragen erfüllen unser Herz. — Wo mögen sie hinfliegen und verderbenbringende Grüße abwerfen. Darum sind uns die trüben, regnerischen Herbsttage am liebsten, an ihnen erscheinen keine Flieger.

Lange Tage sind es; — Tage des Innlichversinkens, und schmerzhaft schauen wir auf unsere lieben Berge, deren liebliche Pfade wir nicht gehen dürfen, die blau und uns nun fremd aus der Ebene emporsteigen. Riesengroß scheinen uns ihre hügelischen Züge, wenn die Donner der Geschütze über sie hinwegrollen und die einst bewaldeten Höhen schauen trohend auf uns armselige Menschenkinder herab. Der Kriegsgott ist's, der seine Würfel dort oben in den Klüften fallen läßt und der Einsatz dieses schrecklichen Spieles sind die Völker der Erde.

A. D. A.

Zum Gedächtnis an grosse Zeit.

25. November 1915. Je deutlicher es den Italienern war, daß alle ihre Bemühungen, die Oesterreicher aus deren Isonzstellungen zu verdrängen, fruchtlos blieben, desto eifriger

beschossen sie die Stadt Görz, die denn auch schweren Schaden litt; viele Häuser und Kirchen wurden zerstört und viele Menschen getötet. — Das Ansfelfeld in Serbien kam ganz in den Besitz der Verbündeten; Madensens schlug die serbische Nachhut bei Mitrowika und die Montenegriner wurden bei Sienica geworfen. — Kitchener selbst versucht nun, den griechischen Krieg für die Entente zu gewinnen; er wurde zwar höflich aber kühl empfangen und richtete nichts aus.

26. November 1915. An der Isonzofront kam es an verschiedenen Stellen zum Handgemenge; Görz wurde weiter mit schwerem Geschütz bombardiert. — Auf dem Balkan wurde das Gelände südlich von Mitrowika von den Serben gesäubert, diese gingen auf Prizren und Ipek zurück; die Bulgaren besetzten Ritschewo und Kruschewo. — Die Entente richtete eine neue Note an Griechenland, durch welche dieses zum Kriege gebrängt werden sollte; gefordert wurde das Recht für die Entente, die griechischen Gewässer nach Unterseebooten durchsuchen zu dürfen.

27. November 1915. Vergebliche Blutopfer brachten die Italiener, um durchzubrechen, am Görzer Brückenkopf, bei Zagora, Plava, Tolmein. — Bei der Verfolgung der Serben wurde Rudit besetzt, die Montenegriner wurden an der Nordgrenze zurückgeworfen und die Oesterreicher gingen auf der Straße nach Ipek vor. Die freie Verbindung mit Bulgarien und dem türkischen Reich war erreicht; der ganze serbische Feldzug, der am 6. Oktober begonnen hatte, stand unter dem Oberbefehl Madensens, die Operationen wurden von den Generalen von Rövek, von Gallwitz und Bojadjeff ausgeführt.

28. November 1915. An der Isonzofront hielten die erfolglosen italienischen Stürme an. — Auf dem Balkan begann die Offensive gegen das nördliche und nordöstliche Montenegro; die Serben wichen nun in großer Unordnung zurück, ihre letzte Stadt in Nordserbien Prizren fiel in bulgarische Hände. In der rumänischen Kammer kam es bei der Verlesung der Thronrede zu Standallzungen, hervorgerufen durch die Kriegeheker.

29. November 1915. In Dresden wurde der deutsch-österreichisch-ungarische Wirtschaftsverband mit einer großen Rundgebung der befreundeten Mächte und der Hoffnung auf ein späteres wirtschaftliches Freundschaftsbündnis eröffnet. — Noch immer suchten die Italiener durch Massenkämpfe auf der ganzen Front, insbesondere zwischen Tolmein und dem Meer, den Durchbruch zu erzwingen, sie wurden jedoch unter größten Verlusten zurückgeschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Luftige Ede.

— Wirtin (im Landgasthaus): „Nun, wie finden Sie unsere Eier?“ — Gast: „Sehr klein für ihr Alter.“

— Herr Krause, zu Besuch in der Stadt, geht in ein Museum und bleibt erstaunt und nachdenklich vor dem Torso einer antiken Figur stehen, die einen römischen Gladiator darstellt. Der Figur fehlen ein Arm und ein halbes Bein, der Helm ist zerbrochen, die Nase halb abgestoßen. Darunter steht: „Der Sieger“. — „Na,“ murmelt Krause vor sich hin, „wenn das der Sieger ist, möchte ich mal gern den Besiegten sehen.“

— Das Gefühl. „Und was für ein Gefühl hat man denn, Herr Oberleutnant, wenn einem eine Kugel den Helm durchbohrt?“ — „Ein sehr unangenehmes, Fräulein. Man weiß nämlich sofort, daß 10 000 Menschen die Geschichte dieses Lochs im Helm erzählt haben wollen.“

Verantwortliche Schriftleitung, Druck und Verlag
Vh. Aleinböhl, Königstein im Taunus.